

Kategorie III
Jahrgänge 2000–2003



Anouk Hilfiker, 2002

Die Tigerträne

«Jeden Tag dasselbe!», stöhnte ich um 7.15 Uhr. «Heute ist zum Glück schon Freitag, der letzte Tag vor den langen Sommerferien», sagte ich zu mir selber. Aber trotzdem muss ich aufstehen, wie an allen anderen Tagen zuvor, und mich für die Schule bereit machen. «Immer soo ein Stress, obwohl ich mich in der Schule sowieso nicht konzentrieren kann. Schule ist einfach nicht nötig!», murmelte ich vor mich hin.

Die Jungs, die neben mir sitzen, reden während dem Unterricht immer über so blöde Kriegsgames. Und ich finde diese Spiele echt unnötig, denn es ist auch in einem Spiel überhaupt nicht witzig, Gewalt anzuwenden oder Krieg zu führen.

In der Pause war ich mit meinen Freundinnen zusammen, und wir erzählten uns gegenseitig, wohin wir in die Ferien fahren werden. Ich sparte unsere Reisepläne bis zum Schluss auf. Dann liess ich die Bombe platzen! Unsere ganze Familie geht in einen Erlebnisurlaub im Urwald. Mein Vater hatte uns informiert, dass er dieses Jahr einmal andere Ferien erleben möchte. Mein Bruder und ich waren natürlich sofort einverstanden gewesen.

Zum Glück ging der letzte Schultag schnell vorbei. Zu Hause musste ich den Koffer packen, da wir am anderen Morgen früh losfahren, oder besser gesagt, losfliegen wollten.

Am Morgen in aller Frühe weckte uns mein Vater, und wir hasteten schnell in die Küche. Nach einem hastigen Morgenessen, und nachdem ich mich von meiner Katze verabschiedet hatte, begaben wir uns zur Bushaltestelle. Der Bus brachte uns zum Bahnhof. Unser Zug fuhr gerade bis zum Flughafen. Der Flug war ein tolles Erlebnis für mich, und als wir wieder gelandet waren, mussten wir nochmals in einen Bus steigen. Nach 20 Stunden kamen wir endlich an. Wo? Im Paradies!

Es war ein riesiges Hotel, mit Pool und Wellnessbereich. Überall sah ich Männer mit Uniformen, welche Getränke servierten oder Koffer herumtrugen. Es hatte ein Buffet mit so feinem Essen, dass ich fast weiche Knie bekam.

Wir setzten uns auf den Balkon und bestellten einen Coupe Danmark und ein Getränk. Ich schaute mich weiter um und sah ... einen Tiger!!

In der Eingangshalle sah ich einen Käfig mit einem jungen Tiger. Fassungslos eilte ich zu ihm hin.

Ich fragte einen Herrn in Uniform, ob ich das Tigerbaby streicheln dürfe.

«Natürlich, aber nur, wenn jemand dabei ist. Ich werde die zuständige Person holen», versprach er mir. «Vielleicht kannst du ihn sogar spazieren führen, warte hier.»

Vor Freude hüpfte ich fast in den Himmel. Ich ging zu meiner Familie an den Tisch und erzählte alles. «Meinst du, ich kann ihn nur mit einem Finger ein wenig streicheln, bis die Tierwärterin kommt?», fragte ich meinen Dad. Zögernd erlaubte er es mir, und als Geschenk gab ich ihm eine Umarmung.

Schnell rannte ich zum Käfig zurück. Ich sah einen Wuschel mit ganz grossen Augen. Eine kleine Träne rann langsam zur schwarzen Nasenspitze runter.

«Er weint ja», flüsterte ich entsetzt. Und auf einmal, bevor ich mehr überlegen konnte, sah ich in den Augen ein Flackern. In den Augen dieses Tigerbabys lief eine Art Film ab, oder besser gesagt, ein Fotofilm:

Ich sah einen wunderbaren Ort. Alles war voller Pflanzen. Es gab viele efeuumrankte Äste. Auf einem solchen Ast schlängelte sich eine grüne Schlange. Auf einer mit Moos bewachsenen Wurzel, welche aus dem Boden ragte, sass ein grosser Frosch. Ich sah einen Wasserfall, der über einen kleinen Felsen plätscherte, und daneben viele Farne. Überall blühten farbige Blumen. Es war schöner als in jedem Park, den ich bis jetzt gesehen hatte. In der Luft schwirrten allerlei Insekten umher, die sich dort gut verstecken konnten. Wunderschöne Schmetterlinge flatterten von einer Blüte zur anderen.

Plötzlich ertönte ein gewaltiger Lärm, und erschreckt rannten und flogen alle Tiere davon. Und dann erschienen riesige Bagger! Lärmend walzten sie alle Blumen nieder. Ich

erschrak, denn ich ahnte, aus welchem Grund sie hier waren. Diese Menschen wollten mit ihren Baggern die Pflanzen und Tiere entfernen, aus welchem Grund auch immer!

Auf einmal standen die Maschinen still, und es wurde ganz ruhig. Alles war weg, nur noch der Stein vom Wasserfall stand einsam dort. Da stieg ein Bauarbeiter aus seinem Bagger und schaute hinter den Felsen. Er machte ein erschrockenes Gesicht und rannte in seine Kabine zurück. Durch ein Mikrofon sagte er etwas zu seinen Kollegen. Diese machten besorgte Blicke.

Nach einer gewissen Zeit kam einer mit einer Schusswaffe aus dem Bagger. Er ging zum Felsen und wollte schießen. Da – ich zuckte zusammen – rannte eine Tigermutter mit ihrem Jungen im Maul aus dem Versteck hervor. Sie verhedderte sich in den am Boden liegenden Lianen. Der Mann traf sie am Bein. Sie jaulte und liess ihr Baby fallen und humpelte schnell davon. Alles ging so schnell!

Ich hatte genug gesehen! Damit sie dieses Hotel hatten bauen können, hatten die Menschen Teile vom Urwald zerstört, die Tiere fortgejagt und Pflanzen und Tiere getötet. Durch seine Augen hatte mir das Tigerbaby seine ganze Geschichte erzählt.

Ich ging in mein Zimmer, um in Ruhe nachdenken zu können.

Nach einer Weile klopfte es an meine Zimmertür, und die Putzfrau kam herein. Ich fragte sie aus, wie es hier ausgesehen habe, bevor das Hotel stand. Sie erzählte mir, was ich schon erwartet hatte: Dass es hier vor dem Bau einen Urwald gegeben habe. Der erste Gast sei übrigens der kleine Tiger aus der Eingangshalle gewesen. Vermutlich habe er die Mutter verloren. Ich wusste es besser!

Mir wurde plötzlich klar, dass auch ich verantwortlich war für das Unglück dieses Tigerjungen. Auch ich wollte hier nur Ferien machen, ohne zu überlegen, was vorher gewesen war. Das hier war genauso unnötig wie die Kriegsgames meiner Klassenkameraden. Denn es ist ja noch schlimmer: ein Krieg zwischen Menschen und Tieren.

Ich musste etwas unternehmen, und zwar sofort!

Schnell ging ich zu meinem Vater und bat ihn, wieder mit uns nach Hause zu gehen.

Er verstand die Welt nicht mehr!

Aber als ich ihm alles erklärt hatte, fand er meine Gedanken richtig. Er redete mit meiner Mutter und meinem Bruder, und so reisten wir am anderen Morgen wieder heim.

Während der ganzen Reise liessen mich die Bilder, die ich in den Augen des Tigers gesehen hatte, nicht los.

Plötzlich kam mein Vater mit der Zeitung in der Hand auf mich zu. «Schau», sagte er begeistert, «das ist etwas für dich!» In der Zeitung stand: «Grosser Schreibwettbewerb – erster Preis: 10 000 Franken – Thema: ‹Unnötig›.»

Zuerst war ich sprachlos, dann sagte ich: «Natürlich, da mach ich mit! Ich habe ja jetzt genug erlebt, worüber ich schreiben kann! Und wenn ich gewinne, kann ich ein neues Zuhause für den kleinen Tiger finden und auch seine Mutter suchen lassen.»

Ein Lächeln huschte über mein Gesicht. «Hoffentlich gewinne ich», flüsterte ich leise.



Emma Keller, 2000

Ein unnötiger Aufsatz über einen Ferientag

Von Klara

Heute Morgen schmiss mein Hund mich aus dem Bett, ich schaute auf die Uhr und bemerkte, dass mein hässlicher, unnötiger Wecker hinüber war. Obwohl ich ihn vor 2 Tagen gekauft hatte, im unnötigen H & M, so ein blöder Laden, so ein blöder Mist! Nun ja, ueber so was kann ich darueberstehen, ich kauf morgen dann einen besseren im Tally Weijl.

Ich zog mich hübsch an und ging in die Küche, dort wollte ich meine Frühstücksflocken holen, und ... sie waren leer. Stattdessen lagen da die unnötigen rosaroten Lillifeeflocken, echt mies. Ich lief halt gegenüber zur Migros, um dort welche zu holen, die ähnlich waren. Als ich wieder zu Hause ankam, fuhr meine Mutter gerade mit meiner kleinen Schwester los und rief mir noch zu, dass ich alleine in die Schule musste, weil Lola das Bein gebrochen hatte. Die doofe Kuh, immer mir was zuleide tun.

Also bin ich zu meiner Freundin Louisa gelaufen, um mit ihr in die Schule zu gehen. Ihr Dad berichtete leider, dass sie an einer unnötigen Pyjampaparty uebernachtet hatte. WAS ... ohne mich ... Ich wusste, dass ein Krieg zwischen mir und meiner unnötigen Freundin stand.

Nun lief ich halt alleine, weil ich nicht schon am letzten Ferientag verspätet sein wollte.

Als ich ins Klassenzimmer hineinhuschte, bemerkte ich, dass wir 5 neue Schüeler hatten. Mir wurde sofort klar, dass die neuen Schüeler an den Plätzen sitzen, die man ihnen zugewiesen hatte. So lächerlich, die drei Mäedchen sassen genau im Mittelpunkt von den Jungs, abseits von den anderen Mäedchen. Nur die zwei Jungs sassen nicht so schlecht, zwischen den Jungen und Mäedchen.

Als der Herr Schnöesel hereinkam, da wusste ich nicht recht, was heute los war, weil er der Testlehrer ist.

Louisa redete mit einem der neuen Schüeler?!? Wir haben näemlich die Freundschaftsregel, wir reden nicht mit den unnötigen Jungs. Da hörte ich, wie Louisa mit dem

Jungen flirtete, ich war so verrückt auf Louisa! 2 Freundschaftsregeln hatte sie gebrochen, und die sind nicht unnötig, weil wenn du was Falsches sagst, dann bekommst du eine Faust ins Gesicht!

Herr Schnöesel sagte: «Ihr bekommt eine Glace.» (Da freute ich mich riesig, aber als das Wort ‹aber› kam, war alles klar: Ich würde keine bekommen, weil natürlich nur die neuen Schüeler und die Streber eine Glace bekommen.) «Aber ihr müsst einen Aufsatz über einen Ferientag schreiben.»

Als ich sah, dass noch alle wild durcheinanderplapperen, merkte ich, ich war im Vorteil.

So schreibe ich jetzt ausnahmsweise einen unnötigen Aufsatz ...

Jetzt ist Klara fertig und geht nach vorne, um ihren Aufsatz abzugeben.

«Gut, ich bin halb stolz auf dich, Klara, nur hoff ich, dass du nicht abgeschrieben hast von deiner Nachbarin.»

Sie ist verwirrt und nimmt wieder ihren Platz ein und sagt zur Caroline (ihre Tischnachbarin): «Du hör, ‹verheiratet› schreibt man mit F!!! Und angekaute Stifte sind out, so wie du.»

Als die Auflösung kommt, ist sie gespannt. Sie muss eine Glace kriegen, denn sie war einfach die Schnellste und Beste mit Abstand.

Als Herr Schnöesel alle aufruft ausser Klara, weiss sie: Er ist verrückt. So geht Klara so schnell sie kann zu ihm und will auf der Stelle wissen, warum er ihr keine Glace gibt. Er sagt, er hätte 10 Gründe, also fordert sie ihn auf, sie zu nennen.

Herr Schnöesel sagt: «Also: 1. Du hast eine hässliche Schrift. 2. Du hast abgeschaut bei der Nachbarin.»

«NEIN, das stimmt gar nicht, ich habe nur gesagt, dass man ‹verheiratet› mit F schreibt!!!», schreit Klara dazwischen.

Herr Schnöesel redet einfach weiter, als wäre nichts passiert: «3. Hast du 40 Rechtschreibfehler. 4. Hast du noch

nicht kapiert, dass wenn man ein Ü, Ö, Ä schreibt, nicht noch ein E kommt, klar? Du bist nämlich schon in der 5. Primar und machst es immer noch falsch. 5. Der erste Schultag ist kein Ferientag. 6. Haben wir was gegen Leute, die mobben. 7. Schwestern im Aufsatz zu beleidigen, ist auch nicht gut. 8. Du hast nicht 3 Seiten geschrieben. 9. Das Bild fehlte auch. Und 10. ist nichts heute bei dir unnötig gelaufen!!!»

Aurélie Schiltz, 2000

Unnötig



«Julia, es gibt Frühstück!», hörte ich Oma aus der Küche rufen. Ich gähnte, öffnete meine Augen und sprang aus dem Bett. Ein paar Sonnenstrahlen schienen durch das Fenster in mein kleines Zimmer. Es war ein schöner, aber kühler Märztag. Ich rannte die Holzterrasse hinunter in die Küche, wo mich Oma mit einem fröhlichen «Guten Morgen, Schätzchen!» empfing. Nach dem Frühstück putzte ich meine Zähne, riss ein T-Shirt, ein Paar Socken und eine Jeans aus dem Schrank, zog meine alte Jacke über, zog meine Schuhe an, packte meinen Schulsack auf den Rücken und verabschiedete mich von meiner Oma. «Pass gut auf dich auf, Julia», rief sie mir noch hinterher.

Endlich war ich am Waldrand. Dort sprossen schon die ersten Frühlingsblumen. Auch Schneeglöckchen, meine Lieblingsblumen. Ach, der März ist einfach der schönste Monat im ganzen Jahr! Nicht nur, weil dann der letzte Schnee schmilzt und es langsam Frühling wird, alle Bäume Knospen bekommen und teilweise sogar schon blühen. Ich musste mich beeilen, noch rechtzeitig zur Schule zu kommen.

Als ich auf dem Pausenplatz stand, sah ich alle Mädchen in kleinen Grüppchen stehen. Das ist immer so, alle haben eine oder mehrere Freundinnen, nur ich nicht. Ich bin immer alleine und habe mich langsam daran gewöhnt. Als es klingelte, ging ich ins Schulhaus, ging die Treppe hoch in den ersten Stock und geradeaus ins Zimmer meiner Klassenlehrerin. Ich war gerade dabei, mein Deutschbuch auszuwickeln, als plötzlich Tanja vor meinem Tisch stehen blieb. «Baby», sagte sie und rümpfte die Nase. «Dein T-Shirt ist ja nicht gerade modern, was?» «Na und?», murmelte ich nur. «Was interessiert dich das, du Zicke.» «Was sagtest du eben, Kleine?», fragten Sandra und Isabelle. Sie bewundern die hochnäsige Tanja, die immer das Gefühl hat, sie sei die Schönste und Beste, und machen alles, was sie will. «Nichts», sagte ich. Ich war es gewohnt, immer dumme Sprüche von meinen Mitschülerinnen hören zu müssen. Es stimmt, dass ich nicht so tolle Kleider habe wie sie. Meine Kleider be-

komme ich immer von meiner 16-jährigen Cousine, denn Oma hat nicht das Geld, um mir neue Sachen zu kaufen.

Da kam zum Glück Frau Braun, meine Klassenlehrerin, ins Zimmer. Alle huschten auf ihre Stühle. Frau Braun erzählte uns vom Sommerfest, das in vier Wochen stattfinden sollte. Jemand aus unserer Klasse sollte etwas aufführen. Die Zwillinge Pia und Vanessa wollten zusammen eine Zirkusnummer aufführen. Tanja, Sandra und Isabelle wollten singen. Die Jungs wollten nichts anderes als einen Fussballmatch, und ich wollte etwas auf meiner Querflöte vorspielen. Als ich das sagte, kicherte die ganze Klasse, und ich merkte, wie ich rot wurde. «Querflöte, wie unnötig», lachte Tanja. Dann durften wir abstimmen. Ich bekam natürlich keine Stimme, was mich aber nicht wunderte. In meiner Klasse mag mich einfach niemand. Und so weiss auch niemand, wie gut ich Querflöte spielen kann.

Als die Schule aus war, ging ich zu Oma nach Hause. Ich wohne seit fünf Jahren dort. Vorher war alles noch anders: Ich wohnte mit meinen Eltern in einem kleinen Haus, meine Mutter arbeitete nicht, und mein Vater arbeitete oft zu Hause. Doch dann wurde alles anders, mein Vater verlor seinen Job und war lange arbeitslos. Nun müssen meine Eltern beide sehr viel arbeiten und sind wenig zu Hause. Deshalb wohne ich nun bei Oma. Eigentlich gefällt es mir sehr gut bei ihr. Seit ich bei ihr wohne, gibt sie mir Querflötenunterricht, da sie selber sehr gut spielen kann. Sie hilft mir viel bei den Hausaufgaben oder verbringt sonst viel Zeit mit mir. Trotzdem vermisse ich meine Eltern, die ich nur fünf bis sechs Mal im Jahr sehe.

Oma empfing mich herzlich. Nachdem ich meine Hausaufgaben erledigt hatte, schaute ich mir die alten Fotoalben meiner Oma an, während sie die Wäsche machte. Plötzlich sah ich ein Bild, auf dem die etwa 7-jährige Oma mit einer Katze auf dem Arm zu sehen war. «Wer ist das denn?», fragte ich. «Momo, eine Freundin», sagte Oma, ohne recht von ihrer Arbeit aufzuschauen. «Eine Katze war deine Freundin?» Die Katze sah zwar süß aus, aber als Freundin? «Ich habe

Momo zu meinem 6. Geburtstag von meiner Tante bekommen. Meine Tante war immer etwas seltsam, aber nett. Als ich Momo bekam, war ich genauso verwundert wie du. Aber wir wurden schnell die besten Freundinnen: Momo hörte mir aufmerksam zu, wenn ich auf meiner Querflöte übte. Sie sass mir auf dem Schoss, wenn ich die Schulaufgaben machen musste. Sie war immer bei mir, wie eine beste Freundin.» Oma seufzte. «Aber nach fünf Jahren ist Momo gestorben.» «Und dann?», fragte ich. «Dann kam Anna, sie zog in dieselbe Strasse.» Oma, die nun mit der Arbeit fertig war, zeigte auf ein Foto auf der nächsten Seite. Man sah hier zwei etwa 12-jährige Mädchen auf einer grossen Schaukel in einem Garten. «Das bin ich mit Anna», erzählte Oma. «Sie wohnt jetzt in Berlin, in der Stadt. Ich habe noch immer Briefkontakt mit ihr.»

In dieser Nacht hatte ich böse Träume. Ich träumte, dass Oma nicht mehr da sei, ich meine Querflöte nicht mehr finden konnte, und dass die Mädchen in der Schule noch gemeiner waren als sonst. Als ich schreiend aufwachte, setzte sich Oma zu mir ans Bett. «Träume haben immer etwas Wahres an sich», murmelte sie und strich mir über den Kopf. «Aber glaub mir, eines Tages wirst du eine Freundin finden.» Müde fiel ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen am Frühstückstisch sass, war ich ganz still, und auch Oma sagte nicht viel. Immer musste ich an den Traum und an die Bilder mit Oma und Anna denken. Ich hatte irgendwie das Gefühl, dass bald etwas Schlimmes passieren würde. Als ich zur Tür hinaus wollte, griff mich Oma ruckartig an der Schulter. «Wir werden uns lange nicht sehen», sagte sie mit einer dumpfen, rauhen Stimme. Ich hatte Angst. Ich rannte nach draussen, einfach fort. «Wir werden uns lange nicht sehen. Wir werden uns lange nicht sehen», hämmerte es in meinem Kopf. Ich konnte diesen Gedanken einfach nicht loswerden. Hatte dies etwas mit meinem Traum zu tun? Ich rannte weiter, doch in meinem Kopf hörte ich noch immer diese raue, dumpfe Stimme.

In der Schule angekommen, hörte ich nicht, was Tanja über mich sagte. Noch immer hörte ich: «Wir werden uns lange nicht sehen.» Auch als Frau Braun mich an die Tafel rief, war ich überhaupt nicht bei der Sache, was wieder ein Grund war, weshalb die anderen mich auslachten. Doch ich hörte all das nicht.

Als die Schulglocke zur grossen Pause klingelte, wusste ich aus irgendeinem Grund, dass ich sofort nach Hause musste. Also rannte ich – obwohl die anderen riefen: «Wo gehst du hin? Wir haben doch noch Schule!» – auf direktem Weg nach Hause zu Oma.

Kurz bevor ich zu Hause ankam, sah ich mehrere Leute vor dem Hause meiner Oma stehen. Auch meine Eltern waren da. Plötzlich wusste ich, was wohl passiert sein musste: Oma war gestorben! Schreiend rannte ich meinen Eltern entgegen.

«Alles wird gut, Julia», sagte mein Vater. Er war extra von London nach Hause gekommen.



Finn Schmassmann, 2001
**Das Abenteuer im
Nationalpark**

Wisst ihr, was unnötig ist? Genau, unsere Schule. Dort müssen wir doch tatsächlich Schuluniformen tragen. Für was sollen diese gut sein? Aber das ist noch nicht alles. Wenn wir Computerschreibstunde haben, schreiben alle Schüler auf mindestens 100 Jahre alten Schreibmaschinen. Könnt ihr euch das vorstellen? Wenn nicht, dann lest diese Geschichte besser nicht. Denn was euch jetzt erwartet, wird noch schrecklicher sein als unsere Schule.

«Yeeeah! Endlich Sommerferien!», rief mein Freund Lukas. «Hey Kevin, wo gehst du eigentlich hin?», fragte Lukas. «Frag mich lieber nicht», brummte ich. «Wir sollen doch tatsächlich vier öde Wochen in einem Nationalpark verbringen.»

Ich hatte es echt nicht fassen können, als wir, also ich, Mom und Dad, beim Abendessen saßen und Mom sagte, dass wir vier Wochen im Yellowstonepark verbringen würden. Doch es wurde noch schlimmer, denn wir sollten die ganze Zeit über keinen Strom haben. Ich konnte weder meinen iPod noch meinen Laptop mitnehmen. «Na toll!», dachte ich. «Das kann ja heiter werden.» Meine Mom sagt zwar immer wieder, dass ich mich gebessert habe, weil ich nicht mehr stundenlang die Zeit vor dem Computer verbringe. Sie meint aber auch, ich soll einmal die wilde Natur erleben. Pff, darauf kann ich verzichten.

Nun war es so weit. Wir fuhren los. Als wir endlich da waren, öffneten wir die Autotüren und traten ins Freie. Es tat gut, frische Luft einzuatmen. Doch ich wusste nicht, wie viel frische Luft ich in den nächsten vier Wochen noch einatmen würde – zu viel Luft...

Wir stellten das Auto ab und marschierten los. Nach einer Stunde kamen wir auf eine kleine Lichtung. «Ist das nicht schön hier?», fragte meine Mom. Hier also sollte ich die nächsten 4 Wochen verbringen...

In der Nacht konnte ich einfach nicht einschlafen. Warum mussten meine Eltern mich genau an diesen schrecklichen Ort mitnehmen? Könnt ihr das verstehen? Wahr-

scheinlich nicht, oder? Es war eine unruhige erste Nacht, die ich verbrachte. Doch ich habe sie überstanden.

«Dad, wo steht denn der Orangensaft?», rief ich am Morgen. «Orangensaft?», sagte Dad erstaunt. «Oh, verdammt», seufzte ich. Wir waren ja in der Wildnis und hatten keinen Orangensaft. «Wo ist eigentlich Mom?», fragte ich, um das Thema zu wechseln. «Im Wald», sagte Dad. «Sie sucht dort unser Frühstück.» «Um Himmels willen, was sucht sie dort?», fragte ich erstaunt. In diesem Moment kam Mom aus dem Wald zurück. Könnt ihr euch vorstellen, mit was sie zurückkam? Mit Beeren und Pilzen. Widerlich! Das war bestimmt das hässlichste und unnötigste Frühstück meines Lebens.

Am Nachmittag wurde es noch schrecklicher. Nachdem ich mein Morgenessen heruntergewürgt hatte, gaben mir meine Eltern die Aufgabe, im Wald Holz zu suchen. Dad gab mir für den Notfall ein Messer mit. Die Luft war feucht und heiss. In diesem Mangrovenwaldteil lagen unzählige Äste herum. Es schmatzte unter meinen Füßen, als ich mich durch diesen Sumpf bewegte. Ich sank knöcheltief ein.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch, das mich nichts Gutes erahnen liess. Es hörte sich nach einem Fauchen an. Langsam drehte ich mich um. Ich schrie aus Leibeskräften. Was ich jetzt sah, wird euch umhauen. Vor mir stand ein Krokodil! Das Einzige, was mir jetzt noch übrig blieb, war zu fliehen. So, wie ich es von meinen Computerkriesspielen her kannte. Ach, wie ich meine Computerspiele vermisste! Ich rannte so schnell ich konnte auf einen nahe liegenden Felsen zu. Das Krokodilmonster verfolgte mich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. War es ein Fehler von mir, auf diesen Felsen zu fliehen? Jetzt war mein Ende gekommen. Oder doch nicht? Das Krokodil brüllte laut. Ich hatte Angst. Plötzlich hörte das Monster auf zu brüllen und fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden.

«Mann, war das knapp!», dachte ich. Auf einmal trat ein Junge in meinem Alter auf den Felsen. Er hatte eine Eisenstange in der Hand. Damit hatte er wohl das Krokodil erschlagen, vermutete ich. Der Junge hatte schwarze Haare,

sah sportlich aus und war ziemlich gross. Er stellte sich als Brian vor.

«Das war echt mutig von dir», bedankte ich mich bei ihm. «Hast du zufälligerweise etwas Elektronisches dabei? Etwas Laptopartiges oder einen iPod touch?», fragte ich Brian. «Nein, habe ich nicht», erwiderte Brian kurz. «Warum fragst du?» «Ach, einfach so», antwortete ich enttäuscht. «Für was brauchst du hier in der Wildnis denn elektronische Geräte?», fragte Brian erstaunt. «Zum Gamen», antwortete ich. «Zum Gamen», wiederholte Brian ungläubig. «Gamen, das brauchst du hier doch nicht. Da hast du das Abenteuer in der realen Welt. Ich bin schon ein paar Mal hier gewesen und habe noch nie Strom gebraucht. Ausserdem habe ich zu Hause auch keinen Fernseher oder Computer oder sonst irgendwas Elektronisches. Das ist doch absolut unnötiges Zeugs! Du bist wohl noch ein Wildnisanfänger», spöttelte Brian.

Gemeinsam liefen wir zu meinen Eltern zurück. Als wir ankamen, fragte mein Dad sofort, wo ich das Holz gelassen habe. «Ich, äh ..., habe es im Sumpf liegen lassen», antwortete ich. «Im Sumpf?», fragte Dad. «Ja, im Sumpf», sagte ich. «Aber wie...?» «Ich habe ein Krokodil angetroffen», unterbrach ich Dad. «Brian, mein neuer Freund, konnte es knapp erlegen», stotterte ich. «Du hast tatsächlich...?»

«Komm, ich zeig dir, wie man Fische fängt», sagte Brian plötzlich, um auf ein anderes Thema zu lenken. «Ich hasse Fische!», rief ich. «Ach, tu nicht so, du musst die Fische ja auch nicht mögen, sondern fangen», sagte Brian ruhig. «Also, zuerst brauchst du einen spitzen Ast», erklärte er mir. «Darauf wäre ich jetzt nicht gekommen», sagte ich spitzbübisch. Brian beachtete meine spitze Bemerkung nicht und sagte: «Also, wenn du den Ast gespitzt hast, gehst du ins Wasser und wartest. Sobald ein Fisch vorbeischwimmt, musst du so schnell als möglich mit deinem Ast zustechen. Wenn du den Fisch nicht erwischst, heisst es wieder warten. Wir gehen jetzt mal ins Wasser und versuchen es», ermutigte mich Brian.

Was denkt ihr? Wie viele Fische habe ich in 2 Stunden gefangen? Richtig geraten. Keinen. Brian hatte hingegen bereits 10 Fische erwischt. Eben ein richtiger Naturfreak. Dann schwamm wieder mal ein Fisch vorbei, und ich stach schnell zu. «Jaaaaa!!!» Endlich hatte auch ich einen erwischt. Was für ein Erfolgserlebnis! Brian gratulierte mir. Es machte mir schon fast ein wenig Spass, obwohl es der erste und einzige Fisch war, den ich an diesem Tag aus dem Wasser zog.

Zum Nachtessen assen wir unsere selbst gefangenen Fische – also die Fische von Brian, um ehrlich zu sein. Ich war trotzdem stolz, wenigstens einen gefangen zu haben. Wir redeten noch lange zusammen an diesem Abend. Ich erfuhr, dass Brian auch 12 Jahre alt war, wie ich. Er war schon seit er 4 Jahre alt war bei den Pfadfindern. Weiter erfuhr ich, dass er auch mit seinen Eltern die Ferien hier in der Wildnis des Yellowstoneparks verbrachte.

In den nächsten Tagen verabredeten wir uns oft. Brian zeigte mir die Gegend und brachte mir viele neue Sachen bei. Er zeigte mir zum Beispiel, wie man ein Feuer machen konnte ohne Feuerzeug oder wie man eine Waldhütte bauen konnte. Wir hatten sehr viel Spass zusammen. Wir veranstalteten Wettrennen im Hüttenbauen. Ich wurde von Tag zu Tag besser und schneller, und Brian musste sich mächtig anstrengen, mich zu schlagen. Mein iPod und mein Computer waren ganz weit weg.

An einem Morgen war ich wieder mit Brian unterwegs. Er zeigte mir, wie man Spuren lesen konnte. Das war gar nicht so einfach, aber wir hatten eine Menge Spass, und das Leben in der Wildnis fing an, mir immer mehr Spass zu machen. Brian brachte mir täglich neue Sachen bei.

Plötzlich waren schon 3 Wochen vergangen. Sie vergingen wie im Flug. In der letzten Ferienwoche fragte mich Brian, ob ich mit ihm für 2 Tage ins Gebirge käme. Er wollte mir die faszinierende Bergwelt des Yellowstoneparks zeigen. Er kannte sich dort gut aus, da er schon ein paar Mal mit seinem Vater diese Bergroute absolviert hatte. Zum gu-

ten Glück erlaubten es meine Eltern, und ich war schon ganz aufgeregt.

Am Dienstagmorgen in der letzten Ferienwoche verabschiedete ich mich von meinen Eltern und machte mich mit Brian auf den Weg. Am Anfang war der Weg noch einfach und nicht so steinig. Mit zunehmender Dauer wurde der Pfad steiler, beschwerlicher und steiniger. Mittlerweile wanderten wir schon 2 Stunden, waren aber noch lange nicht am Ziel. Die Sonne brannte heiss auf unsere Köpfe herab.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch. Es hörte sich wie ein Klappern an. Wie eine Art Rasseln. «Hörst du das, Brian?», fragte ich leise. «Ja», hauchte Brian, «ich vermute, dass es eine Klapperschlange ist.» Das Klappern war jetzt ganz nah. Ich hatte ein bisschen Angst. Ich fühlte mich schon wieder wie in einem meiner Computerspiele. Da kroch die Schlange plötzlich auf den steinigen Weg. Sie hatte braungraue Schuppen und liess ihre Zunge hervorschnellen. Ihre Augen schienen rot zu glühen. Bedrohlich kam sie auf uns zu. «Keine Bewegung», zischte Brian. Ich versuchte, möglichst ruhig und still stehen zu bleiben. Doch es fiel mir nicht leicht. Die Klapperschlange kroch um uns herum. Ich hielt die Luft an. Ich hielt es fast nicht mehr aus. Dann packte ich die Schlange am Hinterteil und schleuderte sie gegen einen Felsen. Die Klapperschlange blieb reglos am Boden liegen.

«Mann, bist du wahnsinnig? Das Biest hätte dich umbringen können», sagte Brian. «Ich weiss, dass es riskant war, aber ich musste was unternehmen, sonst hätte sie uns noch gebissen», sagte ich. «Na ja», meinte Brian, «wenigstens ist die Schlange nun besiegt und keine Gefahr mehr für uns.»

Nach diesem Schrecken liefen wir weiter, und endlich, nach weiteren 3 Stunden, erreichten wir unser Lager. Wir schlugen unsere Zelte auf und machten uns ein Feuer. Von unserem Lager aus hatten wir eine tolle Aussicht auf viele verschiedene bizarre Felsformationen. Brian hatte nicht zu

viel versprochen. Die Berglandschaft war beeindruckend, und ich bereute keine Minute, obwohl der Aufstieg sehr beschwerlich gewesen war. Wir redeten noch eine Weile miteinander, bis das Feuer ausging. Danach gingen wir in unsere Zelte. Ich schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf, um auch rechtzeitig wieder im Tal bei unseren Eltern zu sein. Es war schon jetzt brennend heiss. Nach etwa einer Stunde Marsch talabwärts hörten wir plötzlich ein Rumpeln und Grollen, welches immer näher kam. «Was ist das?», fragte ich Brian. Doch Brian hatte keine Zeit zu antworten, denn auf einmal flog ein riesiger Steinbrocken auf den Weg. «Das ist ein Steinschlag!», rief Brian entsetzt. «Schnell, in Deckung! Unter diesen Felsvorsprung da vorne!» So rasch als möglich rannten wir auf diesen Felsvorsprung zu. Doch Brian stolperte und fiel hin. «Briiiiaa!», schrie ich entsetzt. Machtlos musste ich mitansehen, wie Brian unter einer Steinlawine begraben wurde.

Schnell lief ich zu ihm hin. Ich sah ihn fast nicht mehr unter den Steinen. Ich schob die Steine zur Seite. Brian atmete noch. Er hatte Glück gehabt. Er war in einen Graben gestolpert und von den Steinen nicht allzu heftig getroffen, aber leicht verschüttet worden. Ich schob noch weitere Steine zur Seite und zog Brian mit letzter Kraft unter den Felsvorsprung. Brian blinzelte plötzlich.

«Geht es dir gut?», fragte ich Brian sorgenvoll. «I...ich glaube schon», sagte er. Er versuchte aufzustehen, fiel aber sofort wieder hin. «Ich glaube, dass ich das Bein gebrochen habe», gestand mir Brian. «Okay, diese Lage ist zwar absolut uncool, aber das schaffen wir», versuchte ich ihm Mut zu machen. «Ich versuche, aus Holz eine Bahre zu bauen, auf die du dann drauf liegen kannst. Dann werde ich dich zu deinen Eltern bringen», sagte ich zuversichtlich. «Ist okay», erwiderte Brian. Er verzog vor Schmerz sein Gesicht.

Als ich die Bahre fertig hatte, hob ich Brian vorsichtig darauf. Das Zusammensetzen der Bahre war ein Kinderspiel gewesen. Brian stöhnte. Mühsam lief ich mit dem Brian auf

der Bahre ins Tal. Ich wusste, dass ich noch mindestens 6 Stunden Fussmarsch vor mir hatte. Schweiss lief mir die Wangen hinunter. Ich konnte fast nicht mehr gehen. Da hörte ich plötzlich ein Plätschern. «Endlich!», rief ich. Wir hatten eine Wasserquelle gefunden!

So schnell mich die Beine trugen, lief ich Richtung Wasserquelle. Natürlich konnte ich nicht so schnell laufen, weil ich Brian tragen musste. Endlich konnten wir uns abkühlen. Das tat gut! Ich füllte meine Wasserflasche, und wir machten uns rasch wieder auf den Weg. Ich wollte keine Zeit verlieren, denn Brian hatte grosse Schmerzen.

Der Rest der Reise verlief problemlos, nur dass ich mit der Zeit einen Krampf in den Armen und Beinen bekam und meine Kräfte langsam schwanden. Endlich kamen wir wieder im Tal unten an. Es war bereits dunkel, und die Sterne leuchteten grell am Himmel. Meine Eltern kamen auf uns zugestürmt, als sie uns entdeckten. Erschöpft fiel ich auf meine Knie.

«Was ist denn passiert?», fragten meine Eltern besorgt. «Ich habe mir wohl das Bein gebrochen», antwortete Brian mit schmerzverzerrter Stimme. Meine Eltern benachrichtigten sofort Brians Eltern und die Sanität. Mit einem Helikopter wurde Brian aus dem Tal ins nächstgelegene Spital ausgeflogen.

«Du kannst stolz auf dich sein», sagte mein Vater zu mir. «Du hast Mut bewiesen und deinen Freund gerettet.» «Wer hat überhaupt die Bahre gebaut?», wollte meine Mutter wissen. «Ich», antwortete ich. Meine Eltern schauten sich erstaunt an.

Am nächsten Morgen reisten wir ab. Ich war immer noch todmüde. Ich fragte mich, wie es Brian wohl ging. Als wir bei uns zu Hause ankamen, nahm ich meinen Koffer und trottete immer noch todmüde ins Haus. Eigentlich vermisste ich den Nationalpark und Brian bereits schon.

Plötzlich klingelte mein Handy. Es war Brian. Ich freute mich riesig. Er erzählte mir, dass das Bein gebrochen und

er bereits operiert worden wäre. Er müsse noch eine Woche im Spital bleiben und könne dann wieder nach Hause.

«Danke, dass du mir das Leben gerettet hast», sagte Brian. «Du bist der beste und mutigste Pfadfinder der Welt», lobte mich Brian.

Ich sah meinen Laptop, meinen iPod, meine Spielkonsole und all meine elektronischen Geräte auf dem Pult stehen. In diesem Moment wurde mir klar, wie viel unnötige Zeit ich mit diesen Geräten verbracht hatte. Das wahre Leben und Abenteuer findet draussen in der Natur, in der realen Welt statt. Die besten Freunde sind aus Fleisch und Blut, und nicht irgendwelche virtuellen Figuren in meinen Computerspielen.

Glücklich, stolz und zufrieden beendete ich das Telefongespräch mit Brian – mit dem Versprechen, uns nächstes Jahr wieder zu treffen, um ein weiteres Abenteuer in der Natur zu erleben – ohne Beinbrüche hoffentlich ...



Julia Schneider, 2000
Die Fliege

Irgendwo auf dieser grossen Welt lebte einst eine kleine, einsame Fliege. Sie wusste nicht, was sie auf dieser Erde für einen Nutzen hatte und wofür sie bestimmt war. So geschah es, dass die kleine Fliege von Stunde zu Stunde unglücklicher und trauriger wurde.

«Wem bereite ich denn eine Freude? Wer freut sich über mich? Den Menschen gehe ich bloss auf die Nerven, und die Tiere störe ich auch nur. Die Pferde tragen sogar noch einen Schutz gegen uns. Familie und Freunde habe ich auch keine. Bitte schön, niemand braucht mich!» So dachte die kleine Fliege immer öfters. Eigentlich dachte sie die ganze Zeit nur noch so. Die Fliege fühlte sich so elend und niedergeschlagen wie noch nie.

Da vernahm sie plötzlich ein leises Summen und blickte sich um. Sie entdeckte einen ihrer Artgenossen. Dieser war im Gegensatz zu ihr unglaublich glücklich und fröhlich gelaunt. «Was ist denn mit dir los? Warum schaust du so traurig drein?», erkundigte sich die unbekannte Fliege. Die kleine Fliege antwortete darauf: «Ich weiss einfach nicht, für wen oder für was ich auf dieser Welt einen Nutzen bringen soll. Wir Fliegen sind doch unnötige Wesen.»

Das Gesicht der unbekanntenen Fliege wurde schlagartig ernst: «So denkst du also? Das darfst du nicht. Wir Fliegen haben sehr wohl einen Nutzen, du hast ihn bloss noch nicht herausgefunden. Willst du dich mit mir auf eine Reise begeben, um den Nutzen herauszufinden? Und übrigens: Man nennt mich Nick. Wer bist denn du?» Die kleine Fliege antwortete: «Mich nennt man Lilly. Bei der Reise würde ich übrigens mitmachen. Das wird sicher super.»

Endlich hatte die kleine Lilly einen Freund gefunden. Lilly und Nick besprachen, wo sie mit ihrer Reise beginnen sollten. Sie einigten sich auf den Bauernhof. Der war nicht weit von ihrem jetzigen Aufenthaltsort entfernt. Zusammen flogen sie über die bunte Blumenwiese. Auf dem Bauernhof herrschte Hochbetrieb. Die Kühe wurden gerade gemolken, die Ställe ausgemistet, und Heuballen wurden hin- und hertransportiert. Ein paar Hühner waren ausgeris-

sen, und die Menschen versuchten vergeblich, sie wieder einzufangen.

Lilly und Nick beschlossen, zuerst die Pferde zu fragen, was sie von Fliegen halten würden. Sie suchten sich einen schönen goldbraunen Hengst aus und setzten sich auf sein schimmerndes Fell. Sofort zuckte das Tier zusammen und schimpfte: «Verschwindet, ihr kleinen nervigen, hässlichen und unnützen Viecher. Wagt es ja nicht, mein schönes und makelloses Fell zu verschmutzen!» Die zwei kleinen Fliegen blickten sich traurig an. Diesen Hengst mussten sie gar nicht erst fragen, was er von ihnen hielt. Lilly und Nick murmelten eine leise Entschuldigung und flogen weiter zu den Kühen. Doch diese reagierten genau gleich ungehalten wie zuvor der Hengst. Bei den Hühnern verlief es nicht anders, ausser dass ein hochnäsiger Gockel einen Teil seines grossen Geschäftes auf Nicks Kopf erledigte. Lilly fand das Verhalten von diesem überheblichen Hahn absolut daneben, doch trotzdem konnte sie sich bei Nicks Anblick ein Kichern nicht verkneifen. Er sah so lustig aus mit seiner braunen Misthaube auf dem Kopf.

«Komm, wir fliegen zu diesem kleinen Teich am Waldrand, dort kannst du dich waschen!», schlug die noch grinrende Lilly vor. Nick stimmte ihr zu, und sie flogen so schnell wie möglich über Wiesen, Häuser und Wege zu dem kleinen Teich am Waldrand. «So, jetzt wasch dich mal gründlich. Aber pass auf, dass du nicht ins Wasser fällst», meinte Lilly. «Ich pass schon auf mich auf», gab Nick zurück. Er flog auf ein Seerosenblatt und benetzte seinen Kopf mit Wasser. Dies wiederholte Nick drei Mal. Als dann sein Kopf wieder sauber war, schrie Lilly plötzlich auf: «Nick, pass auf! Flieg so schnell wie möglich weg. Hinter dir sitzt ein riesengrosser Frosch. Er wird dich fressen!» Nick wollte gerade abheben, aber es war zu spät. Der Frosch hatte bereits seine schmale Zunge ausgefahren, auf welcher Nick kleben blieb. Der Frosch quakte zufrieden, hüpfte ins Wasser und hinterliess nichts weiter als langsam verschwindende Wasserringe.

Lilly heulte los. Endlich hatte sie einen netten Gefährten gefunden, und wenige Stunden später wurde dieser von einem fetten Frosch verspeist. «Wieso denn gerade Nick? Wieso hat der Frosch nicht irgendeine andere Fliege verschluckt? Das ist alles so ungerecht. Immer muss mir das Schicksal eins auswischen. Immer muss es mir jede noch so kleine Freude nehmen. Jetzt bin ich wieder so einsam und traurig wie zuvor. Wahrscheinlich noch trauriger. Hat mein Leben denn so überhaupt noch einen Sinn? Nein, hat es nicht, und es hat auch noch nie einen gehabt. Aber das, was ich jetzt mache, nämlich mich selbst als unnötig zu bezeichnen, hätte Nick nur wütend gemacht. Ich muss die Reise, die ich mit Nick begonnen habe, nun halt alleine zu Ende führen und meinen Nutzen alleine finden. Nick zuliebe. Ja, er hätte das so gewollt!»

Lilly überlegte, wo sie die Suche fortsetzen sollte. Sie könnte ja, obwohl sie genau wusste, dass sie dort keine positive Erfahrung machen würde, einmal bei einem Menschenhaushalt vorbeischaun. Vielleicht machte sie dort trotzdem eine positive Erfahrung. Lilly flog los und liess den Teich und ihre Traurigkeit, Letzteres versuchte sie zumindest, zurück. Lilly suchte sich ein ganz normales Reihenhäus mit roten Blumenkistchen auf dem Balkon aus. Sie hielt nach einer Ritze Ausschau, um über diese ins Innere des Hauses zu gelangen. Sie schaffte es aber nicht, alle Ritzen waren zu klein. Verzweifelt suchte sie sich ein offenes Fenster oder einen Türspalt. Sie flog um das ganze Haus herum und traf auf eine Familie, welche gerade beim Nachtessen im Garten sass.

Der Duft des feinen Essens verführte Lilly, sich mitten auf den Kartoffelstock auf dem Teller eines der Kinder zu setzen. Dieses erschrak und kreischte: «Mami und Papi, eine Fliege sitzt mitten auf meinem Kartoffelstock! Entfernt sie, macht schon! Ich kann diese widerlichen Dinger nicht ausstehen. Ich hasse diese unnötigen schmutzigen, hässlichen Wesen!» Lilly zuckte zusammen und flog schnell weg. Sie hörte noch aus weiter Entfernung, wie die Familie über sie schimpfte.

Die kleine Fliege war wieder einmal blind vor Tränen. Jetzt kamen auch all die traurigen Gedanken an Nick wieder hoch: «Vielleicht», schniefte Lilly, «bin ich sogar an Nicks Tod mitschuldig. Ich sah den Frosch zu spät, und ich hatte die dumme Idee, dass er sich im Teich waschen sollte.» Lilly flog ziellos umher. Jetzt hatte sie auch noch Schuldgefühle.

Plötzlich wurde Lilly bei ihrem Fliegenflug abrupt gestoppt. Sie landete mitten in einem Spinnennetz. «Jetzt ist es endgültig aus mit mir. Es gibt keine Möglichkeit mehr, zu entkommen. Aber besser sterben, als den Rest seines Lebens in Einsamkeit und Schuldgefühlen zu verbringen», sagte sich die kleine Fliege.

Die Spinne kam herangekrabbelt. Gross war sie, und wunderschön gemustert. «Was haben wir da für eine schöne Beute? Du wirst gleich tot sein, meine kleine Fliege. Hast du noch einen letzten Wunsch?», sprach die Spinne mit rauer Stimme. «Ja», stammelte Lilly, «nenne mir den Nutzen von uns Fliegen.»

Die Spinne überlegte und antwortete: «Ihr Fliegen seid für mich lebenswichtig. Gäbe es euch nicht, so gäbe es mich nicht. Auch die Menschen wären ohne euch schlecht dran.» «Die Menschen?», fragte Lilly erstaunt. «Ja, die lieben Menschen. Ohne euch könnte ich nicht existieren, und ohne mich würde es auf dieser Welt viel mehr Mücken geben, welche die Menschen stechen würden», entgegnete die Spinne. «Trotzdem, ich habe Hunger und werde dich nun verspeisen müssen!», sagte die Spinne.

Lilly schloss die Augen und bereitete sich auf ihren Tod vor. Dennoch war sie glücklich wie noch nie im Leben. Die kleine Fliege starb im Wissen, dass auch sie auf dieser Welt nicht unnötig war.



Charlotte Uhlmann, 2001

Das magische Wort

Tränen rollten über Melissas Wangen hinunter auf die schwarze Hose. Ihre spitzen Ohren bebten. «Das alles hier ist so ungerecht, so unnötig. Klar müssen Elfen auch mal sterben, aber doch nicht meine Mutter, das, das, das...»

Diese verzweifelten Gedanken schossen schon seit ein paar Stunden in ihrem Kopf herum und nahmen ihr alles wenige Glück weg, das sie besass.

Die Grünenblasenkrankheit liess auf dem ganzen Körper des Opfers kleine tödliche Blasen entstehen. Wenn eine platzte, wurde das darin enthaltene Gift in die Blutbahnen geleitet und die betreffende Person starb innerhalb einer Woche. Es gab nur eine Möglichkeit, sie zu heilen: Man musste sein Herzenswort finden und es zur Heilung des Kranken benützen. Nur war das nicht so einfach. Man musste in den Berg von Medoi gehen und die vier Aufgaben der Elemente lösen. Aber bisher hat das noch keiner geschafft.

«Ich werde gehen, ich werde das schaffen, für meine Mutter. Koste es, was es wolle.» Sie packte ihre Siebensachen und ging zu dem Berg der Berge. Sie erreichte den dunkeln Eingang. Der schimmerte vor Energie. Langsam betrat Melissa die Höhle. Als sie eintrat, schloss sich der Eingang hinter ihr. Eine sanfte, melodische Frauenstimme ertönte und hallte an den Wänden wider: «Mutig, dass du dich den vier Aufgaben der Elemente stellen willst. Es wird nicht leicht werden, und du wirst hart auf die Probe gestellt. Aber nichts ist unmöglich auf dieser Welt. Als Erstes werden deine Kampftechniken geprüft, eine leichte Aufgabe im Gegensatz zu den anderen. Diese Aufgabe ist mit dem Element Boden verwebt. Dafür wirst du das gebrauchen.»

Ein Schwert, schwarz wie die Nacht, fiel von der Decke: Aus einem Reflex heraus griff sie nach den Griff. Eine Falltür öffnete sich unter ihr, und sie stürzte, landete auf den Knien und rappelte sich auf. Ein lautes Knirschen ertönte, und die Wand hinter ihr schoss auf sie zu. Melissa rannte, als sich dann eine grosse haarige Spinne, so gross wie ihr Arm, von der Decke senkte und sie mit ihren acht schwarzen bösartigen Augen todbringend anstarrte. «Iiiiiiiiiiiiiiiii-

iiiiiiiiiiiiiii», schrie Melissa, denn sie hatte eine richtige Spinnenphobie. Sie stiess der Spinne das Schwert unten in den Bauch und rannte weiter. Ein kalter Angstschauer jagte ihr über den Rücken. Weitere Spinnen senkten sich von der Decke des nassen Höhlenganges. Den einen stach sie ins Auge, den anderen in den Bauch. Und noch andere eklige Sachen, die nicht so schön sind. Die Steinwand sauste auf Melissa zu, und sie drückte sich dagegen. Sie sprang hoch und war nun flach an die Wand gepresst. Sie sauste in einem Höllentempo den Gang entlang. Plötzlich hielt die Wand an, und Melissa, die von der Zentrifugalkraft daran festgehalten worden war, fiel mit dem ganzen Gewicht auf den harten glitschigen Steinboden. Sie rang nach Atem, der bei ihrem Sturz aus den Lungen gepresst worden war.

«Bravo, du hast die erste Aufgabe bestanden, einen Punkt von vier. Du bekommst jetzt eine Portion Essen und Schlaf. Je besser du deine Aufgaben löst, desto besser wirst du versorgt. Hier dein Lohn für die erste Aufgabe.»

Ein grosser Beutel fiel von der Decke. Langsam und mit zitternden Fingern öffnete sie den Beutel. Darin befanden sich ein Laib Brot, eine Flasche Wasser, eine dicke Wolldecke und ein Brief, in dem stand: «Die Spinnen magst du nicht. Ich schliesse mich dir an. Sie sind hässlich. Also denk immer an mich. Unterzeichnet: der Spinnen Freund.»

Gefrustet zerknüllte sie diesen unnötigen Zettel. Sie ass das Brot fast auf, trank aus der Flasche und wickelte sich in die Decke ein, die ihr ein angenehmes Gefühl der Sicherheit gab. Nach dem Schlaf wachte Melissa frisch und munter in der Wolldecke auf.

«Es wird Zeit für deine zweite Aufgabe», sagte die Stimme, die Melissa von Anfang an begleitet hatte. «Diesmal wirst du mit dem Element Wasser zu tun haben, du musst zeigen, dass du Lügen und Wahrheit auseinanderhalten kannst.»

Ein Strudel aus Wasser umschloss Melissa, und sie trieb plötzlich in einem Unterwasserparadies. Kleine blaue Fische schwammen umher, schillernde Algen bedeckten den sandigen Boden und viele glückliche Meerestiere schwammen

umher. Einer der kleinen blauen Fische schwamm zu Melissa und blubberte freundlich auf sie ein: «Hallo, ich bin Tripi und werde dir zuerst deine hiesige Aufgabe erklären. Also, du wirst drei Wasserwesen begegnen. Eines wird dich hier rausbringen, die anderen werden dich, na ja, töten. Ich bin das erste von den dreien. Vertraue mir oder auch nicht, lass dein Herz entscheiden, wähle mich.» Und mit diesen Worten schwamm es davon.

«Okay», dachte Melissa verwirrt. Eine kleine Robbe flitzte nun flink zu ihr: «Hey, ich bin Dibeo. Tripi hat dir ja gesagt, worum es geht. Ich sag nur: Vertraue mir, und es wird dir gut gehen.» Auch sie schwamm ohne ein weiteres Wort davon.

«Eigentlich würde ich beiden trauen, aber einer lügt wie gedruckt. Wer ist wohl der oder die Dritte?» In diesem Moment glitt ein grauschwarzer Tintenfisch durchs Wasser auf sie zu. Mit einer seltsamen hohen, knirschenden Stimme, die so klang, als ob sie seit Wochen nicht mehr gebraucht worden wäre, sagte er: «Guten Tag, ich bin Mortinong aus dem Reich der alten und mächtigen Meeresbewohner, die noch die anderen jagen mussten, um zu überleben. Alsooo, wähle mich.»

Verzweifelt überlegte sie, wen sie wählen sollte, doch ihr Gehirn war gerade auf Durchzug. Die drei kamen angeschwommen: der kleine blaue Fisch, die süsse Robbe, die man einfach gernhaben musste, und der machtvolle, stolze und aufrechte Krake. Wen sollte sie wählen?

«Ich muss mein Herz wählen lassen.» Sie fiel aus allen Wolken und sagte mit fester Stimme: «Robbe, du bist die, die die Wahrheit sagt und mich nicht belogen hat. Ich weiss es, denn mein Herz sagt es mir. Also sag mir: Hast du die Wahrheit gesagt oder werde ich sterben?»

«Ja, ich bin die Wahre der drei. Du warst mutig genug, auf dein Herz zu hören, nicht auf den manchmal falschen Verstand. Also, du schaffst es bis zum Schluss, denn du bist eine wahre Heldin.»

Ein grosser Strudel umfasste Melissa und zog sie in eine glitschige Höhle. Auf dem rutschigen Boden glitt Melissa

aus und fiel auf den Hinterkopf. Alles drehte sich, und sie hörte die vertraute Stimme nur verschwommen.

Als sie wieder klar wurde, lagen Brot, Käse, Schinken und andere Essenssachen auf dem Höhlenboden. Sie ass etwas, aber da ertönte die Stimme und verkündete die dritte Aufgabe: «Du musst eins mit dem Feuer werden, sonst wird das Feuer dich fressen.»

Melissa betrat eine grosse Kammer. Als sie in die Mitte kam, loderte an allen Wänden Feuer auf, das sich stetig in die Mitte bewegte. Wie soll ich zu Feuer werden? Hitze flutete ihr über das ganze Gesicht. Rauch strömte durchs ganze Zimmer. Hustend fiel sie auf die Knie. Wie sollte sie das schaffen, wenn sie nicht mal atmen konnte hier drin? Sie spürte die Hitze. Die Luft war schwer von dem Rauch. «Das Feuer, ich muss Feuer werden», dachte sie. «Feuer, was meint sie mit ‹werde zu Feuer?›» Das wilde Feuer loderte immer näher an Melissas Beinen. Melissa vertrieb jedes Gefühl aus ihrem Herzen und spürte nur noch die Kraft des wilden Feuers um sich herum. Ihr Herz, ihr ganzer Körper begann rot und orange zu glühen und zu funkeln. Ein warmes angenehmes Gefühl durchströmte Melissa und liess sie bis an die Decke schweben, nur getragen von der Kraft des Feuers. Mit entflammender Freude merkte sie, dass sie die Aufgabe geschafft hatte.

Als Melissa wieder in die Steinhöhle kam, merkte sie, wie unnötig das war. Sie wäre fast gestorben, nur weil einer kein einziges heilendes Wort rausrücken wollte. «Jetzt, ich will jetzt meine letzte Aufgabe. Ich will, dass das alles hier vorbei ist und ich meine Mutter heilen kann. Bitte!», schrie sie mit fester Entschlossenheit.

«Bitte, hier hast du sie», sagte die Stimme. Ein gewaltiger Tornado umfasste sie, zog sie hoch über alle Wolken, hinaus in eine kalte frostige Gegend. Eine zerzauste, mächtige Stimme erklang: «Ich bin der Mächtige des Himmels, und hier wird deine letzte Prüfung stattfinden. Hier wirst du deine Luftkräfte beschwören. Los, ziehe deine Kraft in dich und vereine sie an einem Punkt.»

Melissa versuchte es und spürte ein Kitzeln in ihren Fingern. Die spürbare Energie floss durch ihre Hände in die Luft und erzeugte kleine Tornados. Noch einmal versuchte sie es, aber es ging nicht, und noch mal und noch mal. Es wollte nicht funktionieren. Melissa nahm alle Konzentration und Kraft zusammen und liess diese Kraft durch ihre Finger frei. Sie formte die Luft warm, kalt, stark, schwach.

«Bravo!», ertönte da die Stimme. «Jetzt musst du nur noch gegen einen Drachen kämpfen.»

«Juhu, das brauche ich ja noch, gegen einen Feuer spuckenden Drachen zu kämpfen, so unnötig!» Aber was getan werden musste, musste getan werden.

Ein Luftstrudel erfasste Melissa, wirbelte sie auf eine massive Wolkenplattform. Ihr gegenüber stand ein grüner, schimmernder Drache, voll Stolz, Macht und Trauer von den vielen Jahren der Einsamkeit. Mit einem «Hey» versuchte sie, die gespannte Stimmung zu lockern, aber das war unnötig. Ein konzentrierter Feuerstrahl schoss auf sie zu. Sie liess ebenfalls energiegeladene Luft aus ihren Händen schiessen. Mit ihrer ganzen Kraft drückte sie den Feuerstrahl zurück. Die Flammen erstarben, aber die Luft flimmerte immer noch vor Hitze. Mit einer kunstvollen Bewegung liess Melissa einen Tornado entstehen. Der wirbelte auf den grünen Drachen zu und verschlang diesen. Nach einer Minute des Kreisens fiel der Drache auf den Boden der Wolke. Der Drache lag nur noch da und hoffte, dass er nicht erbrechen musste.

«Nun ist auch deine vierte Aufgabe erfüllt», sagte ein Wesen, das aus Wasser, Feuer, Erde und Luft bestand.

Sie kamen in eine grosse Höhle. Eine Schriftrolle lag auf einem Steinpodest. Melissa griff sicher nach der Rolle. Vor Erregung kribbelte ihr ganzer Körper. Auf der Schriftrolle stand: «Ein Wort, das du nicht erwartest, ein Wort, das dich bei deinen Aufgaben begleitet und jeder schon mal benutzt hat. Es ist nicht böse, aber auch nicht lieb. Finde es heraus oder versage.»

«Unnötig, unnötig und nochmals unnötig. UNNÖTIG, das ist es!!!», schrie Melissa.

Das Monster lächelte und sagte: «Genau.»

Es öffnete sich ein Portal, und darin war ihre Mutter. Melissa stürmte durch das Portal und wirbelte direkt in ihr Zuhause. Dort lag ihre Mutter auf dem Bett. Doch sie sah gar nicht mehr krank aus. Keine grünen Blasen waren zu sehen.

«Bist du gesund?»

«Ja, es ist ein Wunder.»

«Nein!», schrie Melissa.

Die ganze Reise war unnötig gewesen.

Aber war sie das wirklich? Alle Erfahrung, alles Wissen, das sie gesammelt hatte. Und eines wusste sie jetzt: Hör immer auf dein Herz.